

Schlüsselerfahrungen heute?

(Eine Reflexion aus studentischer Perspektive

Als 24-jähriger, mit beiden Füßen in der Gegenwart stehender Student mit der Aufgabe konfrontiert zu sein, die eigentlich noch im Entfalten begriffene persönliche Lebensgeschichte zu reflektieren und – noch viel schlimmer – auch transparent zu machen, war eine Schlüsselerfahrung ganz eigener Art. Denn weder erscheint mir mein bisheriger Lebenslauf besonders mitreißend, noch dürfte ihm in irgendeiner Weise eine maßgebliche Bedeutung zukommen. Ich hielt es daher für wichtig, meine Schlüsselerfahrungen auch daraufhin zu prüfen, ob sich an ihnen Tendenzen aufzeigen ließen, denen eine breitere exemplarische Bedeutung zukommt, oder ob sie gar repräsentativ für die Erfahrungswelt gegenwärtiger Studierender sein könnten. Die Verweise auf vorwiegend soziologische Sekundärliteratur, die den Verdacht erwecken könnten, daß hier Erfahrungen nicht authentisch reflektiert, sondern sekundär reproduziert würden, entsprechen gerade dieser Intention. Ohne einen wissenschaftlichen Anspruch erheben zu wollen, verfolgen sie allein die Absicht, den allgemeinen, zwangsläufig subjektiven Deutungsrahmen, der meinen Reflexionen zugrunde liegt, durchsichtig und nachvollziehbar zu machen. Dieser Versuch einer allgemeineren Deutung will aber stets von der Einsicht geleitet sein, daß einem einmaligen und begrenzten Lebenslauf niemals ein eindeutiger oder gar erschöpfender exemplarischer Charakter zukommen kann. Wenn in der folgenden Darstellung so elementare Erfahrungen wie die radikale Erschütterung des Lebens insbesondere durch den Einbruch von Krankheit oder Tod unberücksichtigt bleiben, so kann dies nur deshalb geschehen, weil sie in diesem Ausmaß bisher keine authentischen Erlebnisse meiner persönlichen Erfahrungsgeschichte gewesen sind. Daß meine Biografie in dieser Hinsicht bruchloser ist als die vieler meiner Altersgenossinnen und -genossen, kommt sicherlich auch in ihrer Auslegung zum Vorschein.

1. Die existentiellen Schlüsselfragen

1.1 Die Schlüsselfunktion der Gegenwart

Ein Schlüssel allein öffnet noch keine Türen. Entscheidend ist, daß er bewußt und zweckmäßig angewandt wird. Aufschließen ist also immer ein dynamisches Geschehen. In dieser Weise muß auch das Bildwort

»Schlüsselerfahrung« ausgelegt werden. Es bezieht sich zwar auf einen verdichteten Erlebniszeitraum in der eigenen Biografie. Doch seine außerordentliche Bedeutung erhält dieser erst dadurch, daß er einen Reflexionsvorgang auslöst, durch den eine bisher verschlossene Dimension der Wirklichkeitswahrnehmung in sinnstiftender Weise für den eigenen Lebensvollzug aufgeschlossen wird. Die Schlüsselfunktion kommt also nicht dem Erlebnis an sich zu, sondern der Erfahrung, die in der reflexiven und psychosozialen Integration des Erlebnisses gewonnen wird. Somit impliziert der Ausdruck »Schlüsselerfahrung« bereits einen zeitlichen Abstand zum Erlebnis selbst. In biografischer Rückschau heben sich bestimmte Lebensmomente hervor, denen für die weitere Lebensgeschichte eine richtungsweisende Bedeutung zugemessen wird und die für die Verarbeitung und Bewältigung auch gegenwärtiger Erfahrungen als relevant geachtet werden. Ihren subjektiven Sinngehalt erhalten Schlüsselerfahrungen also immer erst vom Interpretationspunkt der Gegenwart her¹. Sie gewinnen ihr Gewicht dadurch, daß sie Aufschluß geben über die Schlüsselfragen, die mich in meiner gegenwärtigen Lage existenziell beschäftigen. Aus meiner studentischen Sicht gibt es derer Fragen zwei: die Frage nach dem Sinn des Ganzen und die Frage nach der eigenen Identität.

1.2 Die Schlüsselfrage nach dem Sinn des Ganzen

Mein gegenwärtiger Erfahrungshorizont ist weitgehend bestimmt durch die postmoderne Situation. Hierarchische Gesellschaftsstrukturen, standardisierte Lebensentwürfe, tradierte Werte und normative Handlungsmuster haben sich infolge der sozialgeschichtlichen Entwicklung der letzten Jahrzehnte weitgehend aufgelöst. Ich lebe also in einer Welt, die vieldeutig und undurchschaubar geworden ist. Dieser strukturellen Komplexität der Gesamtgesellschaft entspricht auch die zunehmende Zersplitterung der wissenschaftlichen Forschung in ein ungeordnetes und beziehungsloses Nebeneinander von fragmentarischen Einzelpositionen. Aufgrund ihrer grundsätzlich pluralistischen Struktur gewährt mir die postmoderne Gesellschaft zwar eine noch nie dagewesene Freiheit in der Lebensgestaltung, ist aber nicht mehr fähig, dafür Kriterien zu liefern. Diese »neue Unübersichtlichkeit«² läßt für die Studienzeit, in der die Auseinandersetzung mit dem eigenen Lebensentwurf eine zentrale Rolle spielt, sehr viele Fragen unbeantwortet. Wie weiß ich, ob die Entscheidungen, die ich für meinen Lebensentwurf fälle, die Richtlinien, die ich für mein Leben setze, richtig sind? Da die Gesellschaft stumm bleibt, ist eigenverantwortliches Handeln gefordert. Damit steigt aber auch das Ri-

1 Zum interpretativen Charakter von Lebensgeschichten im Allgemeinen vgl. *Peter Biehl*, Erfahrung, Glaube und Bildung. Studien zu einer erfahrungsbezogenen Religionspädagogik, Gütersloh 1991, 230–239.

2 Vgl. *Jürgen Habermas*, Die neue Unübersichtlichkeit, Frankfurt a.M. 1985.

siko des Scheiterns. Ausrutscher, Fehltritte und Rückschritte müssen einkalkuliert werden³. Doch vor allem, und das ist eine ganz starke persönliche Erfahrung, wächst dadurch auch eine existenzielle Ratlosigkeit. Das Verlangen nach ganzheitlichem Sinn anstelle von partiellen Sinnalternativen tritt in den Vordergrund⁴. Dieses grundlegende Bedürfnis nach Reduzierung von Komplexität auf Sinn ist meiner Ansicht nach die erste große antreibende Kraft der Studienzeit. Daß damit auch ein religiöses Grundanliegen thematisiert ist, liegt auf der Hand.

1.3. Die Schlüsselfrage nach der eigenen Identität

Studentisches Dasein ist ein Sein in der Schwebelage zwischen Autonomie und Abhängigkeit. Ich bin altersmäßig erwachsen, im rechtlichen Sinne mündig und lebe in räumlicher Trennung vom Elternhaus. Doch Erwachsen-Sein unterliegt immer noch gewissen gesellschaftlichen Anforderungen: sich auf einen Beruf festzulegen, eine Familie zu gründen, soziale Verantwortung zu übernehmen etc. Aufgrund der Verzögerung des Berufseinstiegs fehlen den meisten Studierenden dafür jegliche Voraussetzungen. Wir haben also weder den Zwang noch die Möglichkeit, uns auf einen definitiven Lebensentwurf festzulegen. Wegen dieser Ambivalenz kann man zurecht von einer »Streckung der Adoleszenz« sprechen⁵. Demzufolge bildet auch nicht das pragmatische Bemühen um wissenschaftliche Fertigkeiten oder berufliche Qualifikationen, sondern das existenzielle Ringen um die eigene Identität den zweiten Hauptantrieb der Studienzeit. Und wieder stehe ich vor dem Grunddilemma, vor das mich die postmoderne Gesellschaft stellt: Orientierungshilfen in Form von plausiblen Selbstwahrnehmungskategorien, festgelegten Sozialformen oder identifikationssträchtigen Vorbildern bleiben mir versagt. Es gilt der Weg des *learning by doing*, ein Weg, der zumeist auch mit Enttäuschungen und Schmerzen gepflastert ist.

Vielleicht hat es etwas mit dem spezifischen Charakter meiner studentischen Lebensphase zu tun, daß sich in biografischer Rückschau einzig diejenigen Erfahrungen als Schlüsselerfahrungen qualifizieren, denen ich bei meiner Suche nach Identität und Sinn eine fundamentale Bedeutung zuschreibe. Und daß sie sich fast ausschließlich auf den privaten Erfahrungsraum beschränken, liegt vielleicht am spezifischen Charakter dieser existenziellen Kriterien selbst.

3 Vgl. Ulrich Beck, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a.M. 1986.

4 Vgl. Niklas Luhmann, Sinn als Grundbegriff der Soziologie, in: J. Habermas / N. Luhmann, Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?, Frankfurt a.M. 1971, 25–100.

5 Vgl. Herbert Backes / Arne Stiksrud, »Gestreckte« versus »verkürzte« Adoleszenz in Abhängigkeit vom Bildungsstatus. Normative Entwicklungsvorstellungen von Jugendlichen, in: Detlef Liepmann / A. Stiksrud, Entwicklungsaufgaben und Bewältigungsprobleme in der Adoleszenz, Göttingen 1985, 190–200.

2. Schlüsselerfahrungen im öffentlichen Erfahrungsraum?

2.1 Schlüsselerfahrungen im Rahmen des Studiums?

»Meine eigene Theologie will ich finden!« Dieser Wunsch hat mich durch mein theologisches Studium hindurch begleitet. Schon das Wort »finden« drückt aus, was damit gemeint sein soll. Sich in einen breiter angelegten theologischen Entwurf einzuarbeiten und dann zu merken, daß hier Glaube und Wirklichkeit rational überzeugend und existenziell ansprechend ausgelegt werden. Plötzlich gewinnt man ein theologisches Deutungsmuster, in dem man sich wiederfindet und sich nicht mehr bewegt wie ein Fremder. Das wäre eine wirkliche Schlüsselerfahrung.

Auch wenn sich ein »Ende der großen Entwürfe« anzukündigen scheint⁶, kommen Schlüsselerfahrungen dieser Art m.E. durchaus vor. Für manche Kommilitoninnen und Kommilitonen läßt ein spezifischer Entwurf, sei er *Karl Barths*, sei er *Friedrich W. Marquards*, die unübersichtliche Fülle von Alternativansätzen einfach obsolet werden. Doch für den überwiegenden Teil bleibt dieser Wunsch unerfüllt. Die Entwicklung zu einem eigenständigen theologischen Standpunkt vollzieht sich dann in ständiger Auseinandersetzung mit der Positionenvielfalt, aus der in zähem Ringen das Bedeutungsvolle selektiert werden soll. Für mich waren es noch nicht intellektuelle Schlüsselerfahrungen, sondern zaghafte Fortschritte auf dem Weg zur klareren Einsicht und größeren Eindeutigkeit, die meinen Studienverlauf geprägt haben.

2.2 Schlüsselerfahrungen im Rahmen der Informations- und Erlebnisgesellschaft?

Spätestens seit Gerhard Schulzes soziologischem Bestseller über die Erlebnisgesellschaft müßte man doch im Erlebnisbegriff die fundamentale Erschließungskategorie der postmodernen Wirklichkeit sehen⁷. Das reiche Wahlangebot von Erlebnismöglichkeiten, von der Konsum- und Dienstleistungsgesellschaft jederzeit an mich herangetragen, macht sicherlich einen außerordentlichen Anteil meiner Erfahrungen aus. Kinoabende, Rockkonzerte, Techno-Raves, Saunalandschaften, Auslandsurlaube etc. bringen zweifelsohne Erfahrungen von alltagsdurchbrechender Intensität. Sind das vielleicht die Schlüsselerfahrungen eines Zöglings der Postmoderne?

Dieser aufkommende Verdacht verkennt die Mechanismen des Erlebnismarktes. Wer sich an ihm bedient, handelt als souveräner Konsument.

6 Vgl. *Heinz R. Fischer* u.a. (Hg.), *Das Ende der großen Entwürfe*, Frankfurt a.M. 1992.

7 *Gerhard Schulze*, *Die Erlebnisgesellschaft*. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt a.M. / New York ³1993.

Ich stelle für mich ein Erlebnisbedürfnis fest, sagen wir »Entspannung«, und entscheide mich dann für ein angemessenes Erlebnisangebot. Die Erfahrungen werden bewußt herbeigeführt, und ihr Ablauf wird kontrolliert. Und erwartet wird Unterhaltung, nicht Sinn. Ich empfinde die gegenwärtige Erlebniskultur als einen integralen und nicht zu verteufelnden Teil meines Lebens, sehe jedoch auch deutliche Gefahren.

Die enorme Häufung von Erlebnissituationen führt nicht nur zu einer gewissen Erlebnismüdigkeit, sondern vor allem zu einer Abneigung, die einzelnen Erlebnisse differenziert und reflexiv zu verarbeiten. Der Überfluß an Bildern und Nachrichten aus allen Teilen des großen globalen Dorfes, an denen ich tagtäglich als Zuschauer teilhaben kann, macht stumpf und löst zumeist Betroffenheit aus, aber so gut wie nie persönliches Engagement. Vielleicht liegt hier auch ein Grund dafür, daß ich größte Mühe damit habe, ein historisch-politisches Ereignis zu nennen, welches von grundlegender Bedeutung für mein Leben gewesen wäre.

Für ein Ereignis solcher Qualität käme am ehesten noch die akute Gefährdung in Frage, die durch den Defekt des damals sowjetischen Kernkraftwerks in Tschernobyl ausging. Kurz nach den ersten Informationen über den Unfall kursierte ein Gerücht, »die Wolke« bewege sich in Richtung Westen. In meiner Schulklasse in Helsinki machte sich für einige Zeit eine geradezu apokalyptische Stimmung breit. Wir verschlangen Katastrophenliteratur, diskutierten Überlebensstrategien für den Ernstfall und gewannen sicherlich auch ein kritisches Verständnis in die katastrophalen Folgen ökologischer Unverantwortlichkeit.

3. Schlüsselerfahrungen im privaten Erfahrungsraum

Im Gegensatz zur Generation meiner Eltern, die in der Zeit des Vietnam-Krieges, der Studentenbewegung und der außerparlamentarischen Systemkritik im Politischen den primären Lebensbezug gesehen haben mag, verliert der von der sozialen, politischen und geschichtlichen Großwetterlage geprägte öffentliche Raum gegenwärtig immer mehr an Bedeutung. Die gesellschaftliche Unübersichtlichkeit sowie der Mangel an verfügbaren Orientierungshilfen führen zu einer zunehmenden Konzentration auf die private Welt zwischenmenschlicher Beziehungen. Diese Tendenz ist meiner Einschätzung nach nicht so sehr auf einen »Verfall der Öffentlichkeit« zurückzuführen⁸, sondern auf eine pragmatisch-funktionale Unterscheidung beider Bereiche. Die Öffentlichkeit ist der Raum, in dem ich herausgefordert werde, mich durchsetzen muß und auch Distanz und Fremdheit erlebe. Der Schutzpanzer, den zu tragen ich mich dort oft genötigt sehe, lege ich erst im Privatraum der Beziehungen ab. In geistreicher Geselligkeit unter guten Freunden oder emotionaler Nähe gelebter Zweisamkeit kommt die bestimmende Sehnsucht nach

8 So Richard Sennet, *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*, Frankfurt a.M. 1983.

Vertrautheit zum Stillstand⁹. Das angeregte Gespräch, das schweigende Beisammensein oder die einführende Berührung sind Augenblicke von Innigkeit, aus denen Einsicht und Verständnis wächst. In solchen Situationen intimer Koexistenz vollzieht sich dann – fernab von den großen Institutionen Staat, Universität und auch Kirche – die existenzielle Suche nach Identität und Sinn. Beziehungen, die auf gegenseitige Einwirkung und Akzeptanz gegründet sind, die zu Unmittelbarkeit und Kreativität befreien – das ist die Welt auch meiner Schlüsselerfahrungen. Hervorheben will ich davon drei: die Erfahrung freundschaftlicher Gemeinschaft, die Erfahrung von Liebe sowie die Erfahrung der rechtfertigenden Gnade Gottes.

3.1 Freundschaftliche Gemeinschaft als Schlüsselerfahrung

»Über die Freundschaft aber denken alle ohne Ausnahme gleich: Wer sich dem Staatsdienst verschrieben hat, wer an wissenschaftlicher Forschung seine Freude hat, wer fern vom Getriebe den eigenen Geschäften nachgeht, schließlich auch, wer sich ganz der Sinnenlust ergeben hat – alle diese Leute sind sich einig, daß ein Leben ohne Freundschaft kein Leben ist, wenn man nur einigermaßen anständig leben möchte.«¹⁰

In den Worten des großen römischen Weltmannes kommt zum Ausdruck, daß Freundschaft ein allgemein menschliches Grundbedürfnis ist. Mit der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung in den letzten Jahren hat das Bedürfnis nach verlässlichen Beziehungen noch zugenommen¹¹. Für die Studienzeit dürfte dies in ganz besonderer Weise zutreffen. Der komplexe Vorgang der Ablösung vom Elternhaus und die Bewältigung der neuen Lebenssituation verlangen nach sozialer Kompensation. Ich fand sie im studentischen Freundeskreis, der sich durch seine Offenheit und Tiefe von jugendlichen Peer-Groups und in seiner sozialen Ausrichtung von der klassischen Busenfreundschaft unterscheiden kann. Das Ersterleben dieser freundschaftlichen Gemeinschaft war für mich eine Schlüsselerfahrung, und ich habe sie Zeit meines Studiums als eine unentbehrliche Quelle von Freude, mentaler Stärkung und existentiellern Halt empfunden.

9 Treffend urteilen *Ulrich Beck / Elisabeth Beck-Gernsheim*, Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt a.M. 1990, 70: »Je mehr die traditionellen Bindungen an Bedeutung verlieren, desto mehr werden die unmittelbar nahen Personen wichtig für das Bewußtsein und Selbstbewußtsein des Menschen, für seinen inneren Platz in der Welt, ja für sein körperliches und seelisches Wohlbefinden.«

10 *Marcus Tullius Cicero*, Laelius de amicitia – Laelius über die Freundschaft, lat.-dt. ed. *Max Faltner*, München³1980, 99.

11 Einen guten Einblick in die Bedeutung, Qualität und Funktion von Freundschaften bei Studierenden und Berufstätigen bietet die Studie von *Renate Valtin / Reinhard Fatke*, Freundschaft und Liebe. Persönliche Beziehungen im Ost/West- und im Geschlechtervergleich, Donauwörth 1997. Von insgesamt 64 Befragten sprachen nur zwei Männer der Freundschaft keine zentrale Bedeutung zu (45).

Aufgewachsen und zur Schule gegangen in Helsinki, lebte ich eine weitgehend sorglose Kindheits- und Jugendzeit, für die eine feste Familienbindung und ein reges soziales Leben prägend waren. Durch den Wehrdienst gewann ich ein zwar polarisiertes, aber auch intensiveres Verhältnis zu meinem Heimatland. Mit dem Entschluß, mein Theologiestudium in Deutschland zu absolvieren, war also ein Abschied von der Lebensform und Lebensumgebung verbunden, die für mein Leben bisher konstitutiv gewesen waren. Als ich dann eines Tages tatsächlich mit zwei Koffern vor meinem Studentenwohnheim in Heidelberg stand, fühlte ich mich mehr ungewiß als erwartungsvoll. Doch kaum war ich über die Türschwelle getreten, wurde ich von allen Seiten mit einer überwältigenden Freundlichkeit und Offenheit begrüßt. Es wurde ein fulminanter Tag! Wir tranken unzählige Tassen Kaffee, tauschten dabei Erfahrungen aus und auch CDs und brachten am Abend noch eine kleine Party auf die Beine. Und schließlich, glücklich abgekämpft von der mir so noch nie begegneten Unmittelbarkeit, saß ich in der lauen Sommernacht auf dem Balkon, blickte auf die Heidelberger Altstadt mit dem geheimnisvoll leuchtenden Schloss und dachte: »Das hier ist eine Chance!« Das war der Anfang einer zauberhaften Zeit, voller Lebensgefühl, die mich auch lehrte, immer wieder den Panzer reservierter Zurückhaltung abzulegen.

Freundschaft bzw. Gemeinschaft kann zur mitmenschlichen Geselligkeit öffnen und damit den gesellschaftlichen Atomisierungstendenzen entgegenwirken. Sie bietet die soziale Atmosphäre, in der persönliche Erfahrungen und Probleme zur Sprache kommen können, in der sich theologische Sachverhalte und Glaubensinhalte existenzgebunden erschließen lassen. Und mehr als alle anderen zwischenmenschlichen Beziehungen verbürgt sie Stabilität, Sicherheit und Angstfreiheit.

3.2 Partnerschaftliche Liebe als Schlüsselerfahrung

»Gerade darin: in der Unbegründbarkeit und Unausschöpfbarkeit des eigenen, durch kein Mittel kommunikablen, darin dem mystischen »Haben« gleichartigen Erlebnisses, und nicht nur vermöge der Intensität seines Erlebens, sondern der unmittelbar besessenen Realität nach, weiß sich der Liebende in dem jedem rationalen Bemühen ewig unzugänglichen Kern des wahrhaft Lebendigen eingepflanzt, den kalten Skeletthänden rationaler Ordnungen ebenso völlig entronnen wie der Stumpfheit des Alltags.«¹²

Diese Zeilen *Max Webers* aus der Zeit seiner Affäre mit Else Jaffé-Richthofer belegen in eindrucklicher Weise den Charakter der Liebe als eine Erfahrung *sui generis*. Daß der rationalistische Entzauberer der modernen Gesellschaft mit geradezu lebensphilosophischer Leidenschaft der erotischen Liebe eine vernunftdurchbrechende Macht zuspricht, macht deutlich, in welchem Maße sie bisherige Lebensdeutungen und Weltanschauungen außer Kraft setzen oder gar auf den Kopf stellen kann. Mit mystisch-religiöser Terminologie wird in dieser neuen Intensität gar ein Ausweg aus der alltagsbestimmenden Sinnlosigkeit gesehen.

12 *Max Weber*, Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I, Tübingen 1920, 560f.

Und kommt hier implizit nicht auch ihre Zwiespältigkeit zum Ausdruck? Denn die hohen Erwartungen müssen sich auch in der alltäglichen Partnerschaft bewähren. Und zum Alltag gehören auch immer Enttäuschungen und Ernüchterungen dazu. Max Weber hat seine rauschhafte Beziehung später als unverantwortlichen Subjektivismus verurteilt.

Die postmoderne Entbindung des Individuums von normativen Bindungen und traditionellen Lebensmustern setzt die partnerschaftliche Liebe unter einen enormen Bewährungsdruck¹³. Denn für viele bleibt sie der letzte Halt einer nach Ganzheitlichkeit und Geborgenheit sich sehnenden inneren Identität. Sie wird zum Bewährungsort für das existenzielle Streben nach dem schönen Leben voller Sinn und Erfüllung. Diese Sehnsucht nach gelingender Zweisamkeit habe ich in meiner Studienzeit als eine fast kollektive Grundbefindlichkeit empfunden. Sich zu verlieben, abgewiesen zu werden, Vertrauen zu gewinnen, enttäuscht zu werden, zusammenzuziehen, aufeinander zuzuwachsen, irgendwann sicher zu sein, doch zu scheitern, sind Erfahrungen, welche die Lebenseinstellung und Wirklichkeitswahrnehmung nicht unbeeinflusst lassen. An diesem Ort des Lebens habe dann auch ich meine bestimmtesten und intensivsten Erfahrungen gemacht.

Die Erfahrung, die in dem Wort »Liebe« zum Ausdruck kommt, hat eine überschüssige Bedeutung und kann weder reflexiv vollständig erfasst noch sprachlich erschöpfend vermittelt werden. Dennoch gibt es kein Thema, das literarisch so intensiv behandelt, das sprachlich so ausgeschmückt und trivialisiert worden ist. Von meinen eigenen Erfahrungen zu erzählen, will ich unterlassen, aufgrund der vielleicht verständlichen Befürchtung, daß das, was eigentlich facettenreich und vielschichtig war, nur noch banal wirken könnte. Doch keine Erfahrung wie die, in meiner Intimsphäre plötzlich ein Gegenüber zu haben, dürfte mich mehr gefordert, beeinflusst und erzogen haben. Die plötzliche Notwendigkeit, die eigene Identität transparenter werden zu lassen, Gefühle und Ängste mitzuteilen, kann so manche Last abnehmen, zu ein wenig mehr Selbst-Sein-Können befähigen, von erstickter Selbstbezogenheit zur Empathie befreien und dem Leben Leidenschaft, Unmittelbarkeit und Jetzt-Gefühl geben.

Doch je mehr Sinnengewinn und Erfüllung von der partnerschaftlichen Liebe erwartet werden, desto verletzlicher und fragiler zeigt sie sich¹⁴. Wenn also diese aus studentischer Sicht vielleicht fundamentalste Erfahrung pädagogisch wertvoll gemacht werden soll, muß davon ausgegangen werden, daß Liebe für viele ein Thema ist, das mit dem Gefühl von

13 Vgl. Urs Baumann, *Utopie Partnerschaft. Alte Leitbilder – Neue Lebensformen*, Düsseldorf 1994.

14 Nach Niklas Luhmann, *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*, Frankfurt a.M. 1982, 199, wird im Rahmen der postmodernen Gesellschaftsstruktur die Grundlage langfristiger Liebesbeziehungen durch die »Hauptgefahr intimer Beziehungen: ihrer Instabilität« unterhöhlt.

Enttäuschung, Frustration und Versagen verbunden ist¹⁵. Doch wie sie auch wahrgenommen wird, als heilsam oder schmerzvoll, eine Schlüsselerfahrung ist sie allemal.

3.3 Das göttliche Ja als konstitutive Schlüsselerfahrung

»Ideo enim peccatores sunt pulchri, quia diliguntur, non ideo diliguntur, quia sunt pulchri.«¹⁶

Die kostbaren Augenblicke gelungener Mitmenschlichkeit können die eigene Identität verfestigen und vielleicht sogar das Leben mit Sinn erfüllen. Sich in ihnen einen Ausweg aus der drückenden Identitätskonfusion und Sinnlosigkeit zu versprechen, dürfte jedoch ein zwar würdiges, aber oft hoffnungslos illusionäres Unterfangen darstellen. Vielmehr setzen diese Beziehungen bereits eine stabile Identität voraus, die sich auch über Enttäuschungen und Verletzungen hinwegsetzen kann. Die Befreiung zu einem freilich immer an Zweifel gebundenen, aber dennoch seines Grundes gewissen Selbstverständnisses erfuhr ich in Zeiten adoleszenter Anfechtung. Sie konstituierte sich nicht als Bekehrungsgeschehen, sondern als eine zunehmende existenzielle Einsicht in die gnadenhafte Gabe und Akzeptanz meiner Person durch Gott und der Verortung dieser Einsicht in der liebenden Hingabe Gottes zu seiner Menschheit in Jesus Christus.

Von den großen Schlüsselerfahrungen der Christenheit ist uns ihr Ort des Geschehens überliefert, ein Weg, ein Garten, ein Turm, und manchmal kennen wir gar den präzisen Zeitpunkt. Für meine kann ich keine konkrete Erschließungssituation benennen, die präzise lokalisierbar oder terminierbar wäre. Denn es ist nicht die Entdeckung eines theologischen Sachverhaltes, der für mein Leben eine Schlüsselrolle zukommt, sondern die Bewährung dieses Sachverhaltes in meinem täglichen Lebensvollzug. Meine Schlüsselerfahrung war also weniger Ereignis als Prozeß und erwuchs aus der tiefen Unsicherheit der Jugend, in der die eigene Person, ihre Zukunft und alle übernommenen Bestimmungen plötzlich in Frage stehen. Einerseits wird man getrieben vom menschlichen Grundbedürfnis nach Anerkennung, und zwar nicht als Sohn, nicht als Schüler, nicht als Kumpel, sondern als Selbst. Andererseits kommt gerade dieses Selbst einem sehr fremd vor, man ist unzufrieden mit seiner Außenwirkung und erschrocken vor seinem inneren Chaos. Und was sich im Bereich zwischenmenschlicher Beziehungen als Unsicherheit äußert, kann in der Beziehung zu Gott zur Verzweiflung führen. In dieser Zeit grundsätzlicher Fraglichkeit gewann die mir bereits von zu Hause und von freundschaftlichen Gesprächen her in ihren Grundzügen bekannte lutherische Rechtfertigungslehre immer mehr an Tiefe und existentieller Plausibilität.

15 Empirisch belegt wird dies durch die Studie von *Hans J. Krüger* u.a., *Studium und Krise. Eine empirische Untersuchung über studentische Belastungen und Probleme*, Frankfurt a.M. / New York 1986, 36f. Bei den Ursachen für persönliche Krisenerfahrungen belegten Beziehungsprobleme deutlich den ersten Rang mit über doppelt so viel Nennungen wie Probleme mit dem universitären Umfeld.

16 *Martin Luther*, *Heidelberger Disputation*, WA 1, 365, 11f.

Diese in meinem Leben sich bewährende Einsicht in das bedingungslose Ja Gottes zu meinem stets schwankenden und oft enttäuschenden menschlichen Selbst habe ich als die entscheidende Grundlage meines Seinkönnens vor Gott, vor anderen Menschen und auch vor mir selbst seither nicht mehr entbehren können. Die Gewißheit, eine irreversibel von Gott anerkannte Person zu sein, bedeutete aber keineswegs ein Verschwinden aller Ängste, in meinen Beziehungen zu scheitern, in meinem Lebensentwurf fehlzuschlagen, meine Bestimmung zu verfehlen. Doch sie rückte diese in eine neue, zuversichtliche Perspektive. Das Wissen um die kontrafaktische Liebe Gottes war für mich die Voraussetzung, mit den individuellen Schwächen und lebensgeschichtlichen Grenzen umgehen zu können, ohne gleich mich selbst als Person in Frage zu stellen. Gleichsam schuf erst sie die Grundlage dafür, das Wagnis zwischenmenschlicher Nähe einzugehen. Um Gottes Liebe willen die Schönheit anderer Menschen und auch meiner selbst zu entdecken, das gab meinem gesamten Lebensvollzug zweifelsohne eine ganz neue Qualität.

Schlüsselerfahrungen zeichnen sich gegenüber anderen Erfahrungen dadurch aus, daß ihnen eine existenzleitende Bedeutung zugemessen wird. In meinem Fall gilt das für die sich in Gott gründende Erfahrung von Lebensgewißheit in ganz besonderen Maße. Obwohl ich innerlich eher unruhigen Herzens bin und in meinem Glaubensleben wohl einer der Stilleren im Lande, ließ sie mich so wenig los, daß ich mich nach einigem Ringen doch dazu entschloß, Theologie zu studieren, um dann hoffentlich eines Tages ins Pfarramt treten zu können. Oder um es noch konkreter zu fassen: Ohne sie hätte ich kaum diese Zeilen geschrieben.

Henrik Sijojoki ist Student an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Eberhard-Karls-Universität Tübingen.